

*Uwe Uffelmann*: Das frühe Frankenreich 482 – 687. Anfänge der abendländischen Geschichte. Neuried: ars et unitas Verlag 2008. 237 S., 81 Karten, Abb.

Das merowingische Frankenreich findet in den letzten Jahrzehnten ein beachtliches Interesse. Dass ein Sachbuch zu einem doch entlegeneren Thema innerhalb von 20 Jahren nicht weniger als fünf Auflagen erlebt, wie das Buch von *Eugen Ewig* zum Frankenreich, ist ungewöhnlich. Ausgesprochen umfangreich ist auch die Liste neuer Monografien, die *Uffelmann* in seiner Literaturliste anführen kann. Schließlich mag es die stark in Mode gekommene Europa-Diskussion sein, die zu diesem Thema einlädt. Dabei fallen die großen Unterschiede auf, die das Buch von *Uwe Uffelmann* von der klassischen Literatur unterscheidet. Bei *Ewig* sucht man vergebens nach einer Karte zu den ständig präsentierten Reichsteilen Austrien, Neustrien und Burgund. *Uffelmann* dagegen präsentiert nicht weniger als 32 Karten. Bei *Uffelmann* wird nicht nur von den Fahrten der merowingischen Könige im Ochsenkarren erzählt, sondern eine mittelalterliche Abbildung zu diesem Gefährt geliefert. Die merowingischen Herrscher werden im Münzbild vorgestellt wie in mittelalterlichen Buchillustrationen. Wirtschaftsformen werden nicht nur beschrieben, sondern auch durch entsprechende Abbildungen illustriert. Schon allein dadurch entsteht beim Leser ein anschauliches Bild.

Dieses Streben nach Anschaulichkeit zeichnet aber auch den Text selbst aus. *Uffelmann* verzichtet bewusst auf die ermüdende Chronologie merowingischer Herrscher und auf die ständig variierenden Kondominiumsregelungen in den Teilreichen und im Gesamtreich, auf die permanenten Zwistigkeiten innerhalb der merowingischen Königsfamilie mit zahlreichen Morden und Verbannungen ins Kloster. Um so klarer tritt dagegen das zu Tage, was den Autor als eigentliches Anliegen beschäftigt: das Weiterwirken der Antike in dieser Übergangszeit, genauer gesagt, die Scharnier- oder Doppeltürfunktion des Frankenreichs zwischen Antike und Mittelalter, gemeint als das Schließen der einen Epoche und das Öffnen der anderen. Überaus plausibel legt der Autor dazu die Rolle des (romanischen) senatorischen Adels in seiner militärischen und administrativen Funktion dar. Dass der romanische Adel dies als Bischof tut – das ist eben das Kennzeichen dieser Epoche: Das für das Funktionieren der Gesellschaft so wichtige Erbe der Antike wird im Rahmen eines christlich werdenden Vielvölkerstaats transportiert. Damit kann *Uffelmann* weitaus besser als ältere Literatur die politische Funktion der Taufe Chlodwigs zeigen und insbesondere den Umstand erklären, dass Chlodwig sich dem Katholizismus zuwendet und nicht, wie andere germanische „Stämme“, dem Arianismus. Chlodwigs Konzept ist tragfähiger und zukunftssträchtiger, weil er sich damit der Richtung der bischöflichen Amtsträger anschließt, die für die königliche Herrschaftsausübung unentbehrlich sind, und weil er damit auch die romanische Bevölkerung enger in das Reich einbinden kann. Ausführlich werden wichtige Quellenstücke im Wortlaut präsentiert und dann interpretiert, immer wieder wird auch das Ineinandergreifen von schriftlichen Quellen und archäologischen Funden demonstriert, etwa am Diptychon Barberini als Beweisstück für die Rolle Childeberts III. im Übergang von der Merowingerherrschaft zu den Karolingern und am Grab König Childerichs I. Der historisch so wichtige Grabfund wird bei *Eugen Ewig* auf einer halben Seite abgehandelt. *Uffelmann* verwendet darauf fünf Seiten, zwei Karten und vier Abbildungen mit dem Ergebnis, dass viele Leser die Passage bei *Ewig* bestenfalls beim zweiten Lesen entdecken werden, bei *Uffelmann* dagegen die historische Relevanz sofort deutlich und unübersehbar vor Augen haben: Dass diese Taufe nicht so sehr eine persönliche religiöse Entscheidung war (so erscheint sie bei *Heinz Löwe*), sondern ein hochpolitischer Akt, sorgfältig abgesprochen mit den fränkischen Führungskräften, vollzogen sowohl im Hinblick auf die Bischöfe wie die Romanen im Frankenreich. Diese Taufe findet ihre Fortsetzung im vom merowingischen Königtum massiv geförderten Martinskult. Insgesamt kann der Autor dadurch deutlich machen, dass